

Politische Zoologie

||qu||||

Herausgegeben von
Claus Pias und Joseph Vogl

Politische Zoologie

Herausgegeben von
Anne von der Heiden und
Joseph Vogl

in Zusammenarbeit mit
Karin Krauthausen, Anja Lauper,
Armin Schäfer und Bernhard Siegert

I. Auflage
ISBN 978-3-935300-94-0
© diaphanes, Zürich-Berlin 2007
www.diaphanes.net

Alle Rechte vorbehalten
Layout und Druckvorstufe: 2edit, Zürich
Umschlagkonzept: Thomas Bechinger und Christoph Unger
Umschlagabbildung: Erbol Meldibekov: *The Monument to the Unknown Hero*
(Almaty, 2000)
© Dan R. Johnson, Marquette University
Druck: Stückle, Ettenheim

INHALT

7 **Anne von der Heiden, Joseph Vogl**

Vorwort

GESETZ DER GATTUNG

15 **Marianne Schuller**

Lauter Kreuzungen. Zur Poetik des Unreinen bei Kafka

23 **Bernhard Siegert**

parlêtres. Zur kulturtechnischen Gabe und Barre der anthropologischen Differenz

39 **Dietmar Schmidt**

Die Tücken der Verwandtschaft. Goethes *Reineke Fuchs*

57 **Peter Risthaus**

Pfote, Klaue, Hand. Zum anthropogenen Zwischenraum

71 **Thomas Macho**

Gute Hirten, schlechte Hirten. Zu einem Leitmotiv politischer Zoologie

METAPHERN UND METAMORPHOSEN

91 **Anne von der Heiden**

»Et in Arcadia ego«. Metamorphosen

119 **Joseph Vogl**

Das charismatische Tier

131 **Roland Borgards**

Wolf, Mensch, Hund. Theriotopologie in *Brehms Tierleben* und Storms *Aquis Submersus*

149 **Manfred Schneider**

Der Hund als Emblem

177 **Ralph Ubl**

Delacroix' Tiere

ORDNUNGSWESEN. WESENSORDNUNG

197 **Friedrich Balke**

Wölfe, Schafe und Ochsen. Nietzsche und die liberale politische Zoologie

- 219 **Eva Johach**
Der Bienenstaat. Geschichte eines politisch-moralischen
Exempels
- 235 **Sebastian Vehlken**
Schwärme. Zootechnologien
- 259 **Stefan Rieger**
Barsch-Verfassungen. Zur Politik koordinierter Führung
- 275 **Benjamin Bühler**
Austernwirtschaft und politische Ökologie
- 287 **Vinzenz Hediger**
Das Tier auf unserer Seite. Zur Politik des Filmtiers am Beispiel
von SERENGETI DARF NICHT STERBEN

ANIMALS IN MISSION

- 305 **Claus Pias**
Bat men begin. Die Fledermaus und die Erfindung
der Abschreckung
- 317 **Anja Lauper**
Die Politik des Auges und der Blick der Vampirfledermaus
- 343 **Margarete Vöhringer**
Hundetechnologien im Kino
- 355 **Karin Krauthausen**
Schlachten. Anmerkungen zu Rainer Werner Fassbinders
IN EINEM JAHR MIT 13 MONDEN

Anne von der Heiden, Joseph Vogl

Vorwort

I

Im Tier verkennen sich die Leute, und darum ist es mitten unter uns. Es spricht stets die Sprache der anderen und rückt an einen Ort, an dem sich alle Artikulationen, alle Laute und Worte miteinander verwechseln. Im Kriminalfall aus der Rue Morgue etwa, der einen grausigen Tatort und einige ratlose Ohrenzeugen hinterließ, ist das genauso passiert. Was für den Franzosen spanisch, für einen Holländer französisch, für den Engländer deutsch, für den Spanier englisch und für einen Italiener russisch klang, traf sich in einer akustischen Schnittmenge, die sich nur durch die Ununterscheidbarkeit »wortähnliche[r] Laute« unterschied. Das Wesen, das vielleicht ein Wahnsinniger, ein Tobsüchtiger und dem Irrenhaus entsprungen war, trägt darum das Merkmal des Menschlichen nur als Kompositum und kann mit einem Blick in gelehrte Bücher, in Cuviers vergleichende Anatomie schließlich als Wald-Mensch, Oran-Utang oder Menschen-Affe identifiziert werden. Es blieb einer detektivischen Unterscheidungskunst vorbehalten, den Schrecken der Mordtat auf einen Bindestrich-Menschen, diesen auf ein Nachäffen zurückzuführen und all das zusammen aus der europäischen Metropole weg in die Urwälder Ostindiens zu verbannen. Der Kontinent des Menschen hat sich an seinem Fernsten restituiert; es verwundert allerdings nicht wirklich, dass diese Ferne ebenso wie die Auflösung jenes Rätsels der *Morde in der Rue Morgue* nur um ein Haar, um ein Affenhaar garantiert werden konnte.¹

Kleinste und schwankende Differenzierungen haben offenbar den Weg zu einer stabilen und verlässlichen Demarkation gewiesen, deren Verlauf sich bei genauerem Hinsehen wiederum nicht ganz so klar, deutlich und haltbar erweist. Das meint nicht nur die Unschärfe einer Grenze, die wenige Jahre nach Poes Kriminalgeschichte Ernst Haeckel mit seiner Fiktion des *Pithecanthropus alalus*, mit dem Zwischenwesen des sprachlosen Affen-Menschen besetzen wollte.² Denn das Gelalle des Poeschen oder Haeckelschen Tiers geht auch auf eine Geschichte zurück, die als politisches Differenzdrama begann, als Drama der politischen Differenz.

Einerseits nämlich lässt sich noch im äffischen Tierlaut der Sound eines Draußen und einer sprachlosen Welt vernehmen, die mit einer altgriechischen Onomatopoesie einmal der Bezirk des Gestammels oder des *barbaros*, des Barbarischen genannt worden war: Stigma einer Restwelt, die sich eben nicht laut-

1. Poe, Edgar Allan: *Die Morde in der Rue Morgue*, in: *Werke*, hg. v. Kuno Schumann u. Hans Dieter Müller, Olten u.a. 1973, 2. Bd., S. 723–777, insbesondere S. 753.

2. Haeckel, Ernst: *Die Welträtsel. Gemeinverständliche Studien über modernistische Philosophie*, Bonn 1899, S. 96.

und reibungslos in diese oder jene Sprache, in den Kode der antiken Zivilität übersetzen wollte. Andererseits aber machte dieser Außenbezirk den markanten Unterschied nur, sofern er sich selbst nicht unterschied. Dies bestimmt den Schauplatz des *zoon politikon*, des politischen Tiers. Es mag also – nach Aristoteles – sein, dass der Mensch nicht nur zufällig, sondern der Natur nach ein politisches Lebewesen ist; es mag sein, dass er den tierischen Stimmgebrauch hinter sich lässt, die Sprache und damit die Fähigkeit bewohnt, das Nützliche und das Schädliche, das Gerechte und das Ungerechte kundzutun und sich damit überhaupt Vorstellungen vom Unterschied des Guten zu verschaffen; und es mag schließlich sein, dass es gerade die »Gemeinschaftlichkeit dieser Vorstellungen« ist, wodurch die Gemeinschaften von *oikos* und *polis* ins Leben gerufen werden.³ So sehr sich hier allerdings das Gattungswesen formiert, so sehr sich an dieser Grenze das *Gesetz der Gattung* (vgl. Kap. 1 in diesem Band) vollzieht, so sehr existiert jenseits der Grenzlinie nur das, was selbst kein Gattungsgesetz mehr kennt: ein Zuviel und ein Zuwenig, »mehr oder weniger als ein Mensch«, schließlich eine Verstreuung von Lebewesen ohne Gattung, »Geschlecht und Gesetz«.⁴

Das ist der Charakter oder die Form einer Unterscheidung, die im *zoon politikon* intrigiert; das ist die differenzlogische Konsequenz der berühmten Passage aus Aristoteles' *Politik*. Während sich auf der einen Seite die spezifische Differenz des Politischen in der Gattung des *zoon* konstituiert, bleibt die andere Seite der Unterscheidung unmarkiert und ergibt eine einseitige Differenzierung. Der Unterschied des *zoon politikon* setzt sich einem Bereich entgegen, der sich nicht von ihm unterscheiden kann und immer weiter mit dem vermengt, was sich von ihm absetzt; das politische Tier unterscheidet sich, das aber, wovon es sich unterscheidet, macht keinen Unterschied. Es ist also nur konsequent, wenn sich jenseits der politischen Demarkation die Gestalten des Menschlichen, des Göttlichen und des Tierischen unterschiedslos miteinander vermischen. Und es ist nur konsequent, wenn Aristoteles deshalb einmal angeraten hat, mit diesem Extra-Politischen, mit diesen barbarischen Wesen »wie mit Tieren und Pflanzen«, also barbarisch zu verfahren.⁵

Politische Zoologie führt somit auf eine Szene zurück, in der es um die grundlegende Unterscheidung zum Ununterschiedenen geht. Die Bestimmung des politischen Tiers fällt mit der Form der Gattungsdifferenz selbst zusammen, in der sich die Menschen-Gestalt in einem Grund aus unbestimmter Tierheit, aus Bestialität, Misch- und Übergangswesen reflektiert, mithin in einem Grund monströser Deformationen. Die politische Unterscheidung überkreuzt sich mit einer Differenzpolitik, die an der Grenze des politischen Lebens die Gattungsmäßigkeit sichert; diese Form aber wird von ihrem aufsteigenden Untergrund heimgesucht.

3. Aristoteles: *Politik*, 1. Buch, Reinbek bei Hamburg 1965, S. 10 (1, 1253 a).

4. Ebd.

5. Plutarch: *Moralia*, in: *Plutarch's Moralia in sixteen volumes*, hg. v. Frank Cole Babbitt u.a., London u.a. 1969, Bd. 4, S. 369ff. (329a); zit. n. Schneider, Manfred: *Der Barbar. Endzeitstimmung und Kulturrecycling*, München u.a. 1997, S. 21.

2

Eine politische Zoologie beginnt also mit der Unselbstverständlichkeit des politischen Tiers, und gerade eine neuzeitliche Theorie der Politik hat darin einen unwiderruflichen Ausgang genommen. Denn so sehr *Ordnungswesen* (vgl. Kap. 2) wie Bienen, Ameisen oder Herdentiere aller Art seit langem vorgemacht haben mögen, wie man in Gemeinschaft lebt, so sehr hat sich gerade der neuzeitliche Mensch kein Beispiel daran genommen und gilt nun als politisches Tier nur, sofern er nicht für die Gesellschaft bestimmt ist. Spätestens seit dem 17. Jahrhundert gibt es Sozialtheoreme deshalb, weil sich der Mensch als dysfunktional erweist, nicht fürs Soziale gemacht. Er ist zu einen schwierigen Zeitgenossen für Seinesgleichen geworden, von ›Selbstliebe‹ und ›Interessen‹, von ›Selbsterhaltung‹, Lastern und unattraktiven Leidenschaften bewegt. Der wirkliche Mensch, wie er von Naturrechtslehrern und Staatstheoretikern beschrieben wird, befindet sich jedenfalls in einem »verdorbenen Zustande«, er ist ein von »mannigfaltigen schlimmen Begierden erfülltes Geschöpf«. ⁶ Und wer den Bau einer politischen Ordnung überhaupt wagen will, muss zwangsläufig mit einer »ungeselligen Geselligkeit« und einem »Volk von Teufeln« kalkulieren. ⁷

Das prägt auch die Gestalt politischer Macht. Sofern sie sich nämlich an der Fähigkeit bemisst, Leben, *zoé*, in ein politisches Leben, in ein Leben-in-Gemeinschaft zu verwandeln, behauptet sie sich als Grenzmacht und trägt das Zeichen dieser Transformation. Dabei lassen sich wenigstens zwei Richtungen, zwei Themen- oder Einsatzbereiche politischer Zoologie erkennen. Wo Menschen einander ungezähmt, wie Wölfe und dergleichen begegnen, appelliert man zunächst eine metamorphotische Kraft, die das friedlose Außen in ein gefahrloses Innen übersetzt und die entsprechenden Grenzlinien dauerhaft garantiert. Zoologische Metaphern sind in dieser Hinsicht gefrorene zoo-politische *Metamorphosen* (vgl. Kap. 3). So hat schon Machiavelli für seine Fürstengestalt eine tierisch-menschliche Doppelfigur reklamiert, ein Wesen, das zur Absicherung seiner Macht als Tier und Mensch, zivil und bestialisch gleichermaßen verfährt und – je nach Bedarf – in verschiedene Spielarten, in Löwen und Füchse etwa, mutiert. ⁸ Vor allem aber wurde gerade eine neuzeitliche Souveränität als jene Macht der Grenze konzipiert, die das Außen bannt und das Innere verwaltet. Das prägt eine Paradoxie, die in der Ausnahme das Gesetz garantiert und die Monstrosität an den Rändern in der Mitte selbst wiederholt. So erinnert einer der Gründer neuzeitlicher Souveränitätslehre, Jean Bodin, in seinen *Sechs Büchern über den Staat* sogleich an den ersten Usurpator des Herrschaftsmonopols: an den assyrischen Despoten Nimrod, der in der Heiligen Schrift den Titel des »mächtigen Jägers« führt, von Bodin aber als Räuber und »schrecklicher Herr« übersetzt

6. Pufendorf, Samuel: *Die Gemeinschaftspflichten des Naturrechts. Ausgewählte Stücke aus »De officio Hominis et Civis«* (1673), Frankfurt a.M. 1943, S. 9ff.

7. Kant, Immanuel: *Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht*, in: *Werke*, hg. v. Wilhelm Weischedel, Wiesbaden 1964, 6. Bd., S. 37; ders.: *Zum ewigen Frieden*, ebd., S. 224.

8. Machiavelli, Niccolò: *Il Principe / Der Fürst*, hg. v. Philipp Rippel, Stuttgart 1986, S. 134–139.

wird⁹ – eine Ununterscheidbarkeit zwischen gejagter Bestie und bestialischer Jagd. Und spätestens seit Ende des 18. Jahrhunderts ist derjenige, der den Gesellschaftsvertrag hütete oder erzwang, zu seinem schlimmsten Feind geworden: Er, der Souverän, ist Herr über Gesetze, denen er selbst nicht unterliegt; er firmiert als gefürchtete Instanz eines Rechts, das ihn nicht bindet. Wird das politische Wesen an seiner Peripherie von Barbaren, Bestien, Wölfen, Werwölfen etc. umstrichen, so hat sich mitten unter die Bürger nun der despotische Herrscher als Monster, als unzivilisiertes Mischwesen, als der einzige Tier- oder Wolfsmensch von Rechts wegen platziert.¹⁰ Ein letztes Beispiel dafür lieferte der gestürzte Despot Saddam Hussein, als er gejagt, verwildert und aus seiner Erdhöhle hervorkriechend ins Bild gerückt wurde.

Zugleich aber gilt für eine moderne Politik auch, dass sich das Leben des politischen Tiers selbst diversifiziert und sich nach unterschiedlichen Qualitätsnormen, nach Lebenserwartungen und Gesundheit, nach Milieus, Existenzbedingungen und Risiken ordnet. Das politische Tier ist zu einer lebenden Spezies in einer lebenden Welt geworden; und was man mit Michel Foucault Biopolitik nennt, umschließt eine Machttechnologie, die das Biologische unmittelbar im Politischen reflektiert. Sie zielt auf ein Tier, »in dessen Politik sein Leben als Lebewesen auf dem Spiel steht«.¹¹ Als nicht festgestelltes Tier wird es Gegenstand biopolitischer Feststellungen, sein Leben tritt ins Zeitalter einer experimentellen, einer technischen und sozialtechnischen Bearbeitung ein. Hygienische und biologische Gefahrenabwehr hat neue Spezies wie ›Schädlinge‹ und ›Parasiten‹ hervorgebracht. Und von der Mikrobiologie bis zur Entzifferung des Genoms ergibt sich ein Operationsfeld, auf dem politische Strategien in die vitale Existenz der Gattung intervenieren.

Die politische Dimension zoomorphen Lebens hat sich darum von bildlichen Überschüssen, Emblemen, Illustrationen und metaphorischer Deutlichkeit gelöst und ist in die Funktionale geraten. Zwischen Labor, Lebensraum und Verhaltenslehre wurde dem Tier überhaupt die *Mission* (vgl. Kap. 4) übertragen, Wissen und Modelle für die physiologischen und ethologischen, für die ökologischen, systemischen und genetischen Möglichkeiten politischen Lebens zu produzieren. Vom Einzeller über die Fliege *Drosophila* bis zum Säuger mit seinem Reflexapparat ist das Tier selbst zu einem politischen Tier geworden.

9. Bodin, Jean: *Sechs Bücher über den Staat*, Buch I-III, hg. v. P. C. Mayer Taschen, München 1981, S. 338.

10. Vgl. Foucault, Michel: *Die Anormalen. Vorlesungen am Collège de France (1974-1975)*, Frankfurt a.M. 2003, S. 125-129.

11. Foucault, Michel: *Sexualität und Wahrheit. Der Wille zum Wissen*, Frankfurt a.M. 1983, S. 171.

3

Gilles Deleuze und Félix Guattari haben einmal eine Einteilung vorgeschlagen, die als Stützpunkt für die Arbeitsweise einer politischen Zoologie gelten kann. Demnach müsste man drei Arten von Tieren unterscheiden. Dazu gehören erstens Haustiere, Wohn- und Familientiere, die sich mit Possessivpronomen verbinden, sich der gefühlsmäßigen Besetzung anbieten und anekdotischen Charakter besitzen. Wie Hund und Katze sind diese Tiere modern insofern, als sie in einer langen Geschichte der Domestizierung Elemente jener Narrative geworden sind, die Subjekte über sich selbst produzieren: Teil einer modernen familialen Ökonomie, Gegenstand von Projektionen, Einfühlungstiere und Substitute, die besser als andere Wesen die Schwelle des Intimen und Privaten, die häusliche Libido-Ökonomie hüten. Eine zweite Kategorie bilden die Gattungs-, Klassifikations- oder Staatstiere, die sich in Emblemen und Wappen, aber auch in Archetypen und Fabeln verkörpern. Sie repräsentieren signifikante Eigenschaften und Attribute: den Mut des Löwen, die Wildheit oder Unschuld des Einhorns, den Stolz des Adlers. Sie sind politisch vor allem deshalb, weil sie Genealogien begründen, Kollektive begrenzen, variable Strukturen zentrieren. Als Bilder sind sie einem demonstrativen Zeigen verpflichtet und fungieren als Darstellungsweisen des Kollektivsingularen. Drittens aber gibt es dämonische Tiere in einem besonderen Sinn, Tiere, die sich in Populationen und Vielheiten bewegen und noch im einzelnen Exemplar weniger eine Einheit als ein Gewimmel realisieren. Diese Tiere widersetzen sich der Abzählbarkeit ebenso wie der Subsumption: Meuten und Horden, die kaum zu einer Verwandlung ins Anthropomorphe neigen, sondern Metamorphosen vom Menschen weg initiieren – Tierheiten also, die das Gesetz der Gattung selbst unterlaufen.¹²

Diese provisorische Klassifikation lässt sich wahrscheinlich erweitern und ergänzen: mit Test- oder Funktionstieren etwa, die in Versuchsanordnungen zu epistemischen Objekten werden, ein spezifisches Wissen hervorbringen und – wie das E.coli-Bakterium, die Labormaus oder das Schwarmtier – zum Modell für Systemeigenschaften und Funktionsmechanismen werden; mit Lücken- bzw. Zwischentieren, die – wie der berühmte Süßwasserpolyt – die Grenzen von Arten, Gattungen und Klassen überhaupt thematisieren; mit Nutz- und Auftragstieren, die sich – vom Zugochsen über den Spürhund bis zum Delphin in soldatischer Mission – durch die Programme ziviler und militärischer Prothetik definieren; oder mit Täuschungstieren, die mit Tarnung, Camouflage und Mimikry Unsichtbarkeiten, gefälschte Sichtbarkeiten produzieren... Eine politische Zoologie, der sich der vorliegende Band widmet, bezieht sich mit diesen und ähnlichen Sparten also nicht einfach auf die Einteilung von Arten und Gattungen, auf die Merkmale und Eigenschaften, auf die Artenlehren, mit denen sich das politische Wesen, seine verschiedenen Formen, Repräsentanten und Gefahren bebildern. Es geht dabei vielmehr um eine Pragmatik jener Unter-

12. Deleuze, Gilles; Guattari, Félix: *Tausend Plateaus. Kapitalismus und Schizophrenie*, Berlin 1992, S. 326–332.

scheidungen, die die symbolische Ordnung bestimmen. Elementare Praktiken und Kulturtechniken – der Zaun oder das Gatter, der Steigbügel für die kriegerrische Aufrüstung des Pferds – gehören ebenso dazu wie komplexe Operationen, die mit Einschluss und Exklusion den Bestand von Kollektiven und Gesellschaften sichern. All das sind Einschnitte in die Ordnung des Lebenden, in der sich Soziotope und Biotope in variablen Verhältnissen zueinander, in Überschneidungen und Abgrenzungen konstituieren.

Wenn auch heute, wie einst bei Platon, alles, was zweibeinig, ungefedert und doch kein gerupftes Huhn ist, Zugang zum Menschlichen haben mag, so wird man doch in Erinnerung halten müssen, dass nach langer abendländischer Diskursgepflogenheit das politische Tier sich immer auch negativ definiert, in Abgrenzung zu dem, was allzu wesen-, seelen-, gott-, kraft- oder sprachlos keinen Anspruch auf Wohnsitz in der Kolonie des Humanen erheben konnte. Von den alten Polis-Bürgern, die in den Fremden weniger Menschen denn Barbaren erkannten, bis zu einer genetischen Textur, die schon jetzt die Kriterien für die Abstufung mehr oder weniger hinfalliger, d.h. kranker und riskanter, kostspieliger und unverträglicher Menschennaturen liefern kann, reicht eine Art Reinheitsgebot: Das ›politische Tier‹ war und ist auch ein Ausschluss- und Diskriminierungsprogramm.

Entsprechend erinnert das in diesem Band versammelte Bestiarium daran, dass auch im Zeichen von *life sciences* die Frage nach dem Gattungsexemplar weder eine ontologische noch eine biologische, sondern vor allem eine politische ist. Stimmt es nämlich, dass die modernen Anthropologien und Lebenswissenschaften an der Unanschaulichkeit des ›Lebens‹ wie des ›Menschen‹ arbeiten, stimmt es also, dass in der überraschend simplen Struktur des Genoms der theologische Rest einer Menschengestalt, eines Bildnisses überhaupt erlischt, so wird es vor allem darum gehen, all jene Unterschiede und Mannigfaltigkeiten zurückzugewinnen, welche die Rede von DEM politischen Tier verdeckt oder gelöscht hat. Wie werden aus einer verstreuten Menge von Leuten verlässliche Menschen gemacht? Welches menschliche Leben ist es, das man als Lohnempfänger, als Flüchtling, als Krankenversicherter, als Kind oder HIV-Positiver führt? Eine politische Zoologie stellt sich den Bildnissen und Urteilen, die im Begriff, in der Geschichte und in den Variationen des *zoon politikon* eingeschlossen sind und in der Techno-Bio-Macht vielleicht ihre aktuellste Form erhalten haben. Und das bedeutet: Hinter dem Bildüberschuss des Gattungswesens tritt eine Möglichkeit hervor, in der über ein Leben der Vielen und über die Vielheit der Lebensformen noch nichts entschieden ist.